aus Racheinstinkten für ihm gar nicht zugefügtes Leid, sondern vor allem aus der Furcht heraus, eine wirkliche Ordnung der Völkerbeziehungen würde ihm die Möglichkeit nehmen, wie in den zwei Jahrtausenden zuvor im Trüben zu fischen, die Arbeitskraft der Völker für sich und seine Zwecke auszunutzen, überall und jederzeit Kriege anzuzetteln, die seinen Interessen dienen, den bewußt beschrittenen Weg zur Weltherrschaft, besser ausgedrückt Weltdespotie, aber endgültig verbauen.

Das und gar nichts anderes ist der Kriegsgrund. Ob der Jude Veilchenblüh in Neuyork und Schmulchen Itzig in Moskau sich dann und wann mit viel jüdischem Geschrei in den Haaren liegen, ist angesichts ihrer gemeinsamen Zielsetzung lediglich eine typisch hebräische Familienszene. Beide wissen, daß es einen echten Sozialismus der Völker nicht geben darf, wenn sie weiterhin ohne wirkliche Arbeit leben wollen.

Wir erkennen, daß es in diesem Kriege tatsächlich um die letzten Werte geht. Der erste Weltkrieg, in dem alle diese Probleme noch nicht reif waren, konnte noch mit einem, wenn auch noch so brutalen Diktat der scheinbaren Sieger mehr oder weniger abgeschlossen werden. Dieser Krieg — der Führer sprach es deutlich aus — wird an seinem Ende keine Sieger und Besiegte kennen, sondern nur Ueberlebende und Vernichtete. Je klarer ein Volk die Notwendigkeit dieser totalen Entscheidung erkennt, um so mehr Kräfte wird es mobilisieren, willensmäßige, materielle und ideelle. Wie aber angesichts der uns allen einmal unlösbar erschienenen übergroßen Aufgaben im Innern die Gemeinschaft wuchs und diese sich als die einzige Kraft erwies, auch mit dem scheinbar Unmöglichen über Erwarten gut fertig zu werden, so wird auch dieser Krieg durch die stärkste Gemeinschaft entschieden werden. Unsere nationalsozialistische Weltanschauung als der Niederschlag gerade dieses Gemeinschaftsdenkens hat damit alle Trümpfe in der Hand. Es kommt einzig darauf an, daß wir uns ihrer bedienen. Es ist erforderlich, daß der in unserem Volke wie in keinem andern geübte Sozialismus der Tat nicht nur auch zu unseren Lebensäußerungen gehört, sondern sie ausschließlich bestimmt und ausmacht. Die Totalität des Geschehens fordert die Totalität der Haltung, das Hinauswachsen über tausend kleine Dinge, die uns bisher über Gebühr wichtig erschienen. In den Luftkriegsgebieten des Westens denkt man darüber längst anders.

Die höchste Form hat das Gemeinschaftsbewußtsein bisher immer an den gefahrengeladenen, echten Kampffronten gefunden; seine praktische Wirksamkeit nennen wir Frontkameradschaft, die Haltung bezeichnen wir mit Frontgeist. Beide haben in den bombardierten Gebieten schon lange ihren Einzug gehalten und damit einen Beweis dafür geliefert, daß das deutsche Volk auch der notwendigen totaleren Form der Gemeinschaft fähig ist. Gemeinschaftssinn und Sozialismus sind im Grunde dasselbe. Wo sie nicht nur gefordert, sondern getätigt werden, ist die stärkste Front errichtet, die denkbar ist. Insofern ist auch das Kriegswinterhilfswerk als Ausdruck unseres sozialistischen Empfindens eine Bekundung des unbedingten Lebens- und Siegeswillens unserer Volksgemeinschaft über den alljüdischen Anschlag gegen unser Leben. Das Leitwort des Winterhilfswerkes — „Ein Volk hilft sich selbst" — ist daher zugleich das Leitwort für den deutschen Sozialismus, für den Behauptungswillen des Volkes überhaupt und damit Leitwort der nationalsozialistischen Politik. In diesem Bekenntnis zur Lebenskraft liegt zugleich die Kraft des Glaubens, die letzlich auch die stärksten materiellen Gegensätze niederzwingt. Ge.

Neuer Eichenlaubträger

Der Führer verlieh am 3. September 1943 das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an General der Infanterie Hans Zorn, Kommandierenden General eines Panzerkorps, als 291. Soldaten der deutschen Wehrmacht. General der Infanterie Zorn fand bei den Kämpfen an der Ostfront den Heldentod.

Bereits am 24. Juli verwundet, fiel er am 2. August inmitten seiner Soldaten.

Sind das kriegswichtige Industrieanlagen?

National-Theater, die Uraufführungsstätte von Schillers „Räubern" zerstört / Keine Kulturstätte blieb in Mannheim vor Schäden bewahrt / Auch in Ludwigshafen die Innenstadt getroffen

dnb. Mannheim. (PK.) Abermals Mannheim von britisch-amerikanischen Terrorbombern heimgesucht, abermals das zivile Leben dieser Stadt an der Rhein—Neckar-Mündung getroffen, abermals Wohnviertel, Krankenhäuser, Kinderheime, Kirchen und Schulen niedergebrannt! Abermals aber stellen wir fest, daß trotz aller unvorhergesehenen Schwierigkeiten, die mit einem Male auftraten, angefangen von den zerstörten Fernsprechleitungen über die gestörte Licht- und Wasserversorgung, über die für den Verkehr auffallenden Straßen, die sofort einsetzenden Hilfsmaßnahmen der Partei, ihrer Gliederungen, der verschiedenen Wehrmachtteile, der Polizei, des Deutschen Roten Kreuzes im Verein mit der immer wieder ganz eindeutig ins Auge fallenden Hilfsbereitschaft der gesamten Bevölkerung dieser Stadt fast wie am Schnürchen klappten. Wo so schnell und fürsorglich die Erste Hilfe in Aktion trat, da wird die weitere Linderung all der Not nicht auf sich warten lassen.

Das ist der zuversichtliche Eindruck, den jeder in Mannheim schon am frühen Morgen nach diesem britisch-amerikanischen Verbrechen gewinnt. Wieder muß festgehalten werden, daß es sich nicht um einen geplanten und auch durchgeführten Industrieangriff handelt, sondern daß die feindlichen Terroristen in die irgendwo einmal entstandenen Brandherde ihre weiteren Bomben setzen, vor allem die Innenstadt in verderbenbringender Weise heimsuchen. So ist es auch zu erklären, daß die kostbarsten kulturhistorischen Werte dieser Stadt ein Opfer der Minen, Brand- und Sprengbomben wurden.

Am Abend zuvor hatte das National-Theater die neue Spielzeit mit dem „Freischütz" eröffnet. Mitten in die Vorstellung hinein ertönte der Alarm. Am Beginn einer mit Gewißheit wieder vielen Menschen in dieser ernsten, schweren Zeit Erbauung und Entspannung zugleich bringenden Spielzeit fiel diese alte Kulturstätte echt deutscher dramatischer Kunst, die die Uraufführung von Schillers „Räubern" und eines „Fiesco" erlebte, dem britischen Terror zum Opfer. Die Jesuitenkirche, die nach Bibienas Entwürfen erbaut und glanzvoll ausgestaltet worden war, wurde in dieser Nacht ebenfalls vernichtet. Eines der stattlichsten Schlösser, die Europa aufzuweisen hat, das Mannheimer Schloß, im Barockstil erbaut, das vor allem in seinem Mittelteil eine Sammlung wertvollster Wand- und Deckenmalereien barg, wurde ein Raub der Flammen. Auch die Mannheimer Kunsthalle, in der neuzeitliche Malereien deutscher und französischer Künstler zusammengetragen und behütet worden waren, kündet nun noch mit ihren ausgebrannten Resten von dieser ehemaligen Pracht künstlerisch schaffender Menschen. Die Reihe der beschädigten Kulturdenkmäler vervollständigt an diesem Tag das alte Rathaus am Markt. Wer heute, so darf man wohl sagen, einen Führer durch Mannheim in die Hand nimmt und nach den Kunstwerken und Baudenkmälern dieser Stadt suchen will, der wird schwerlich auch nur noch eines finden, das dem zerstörenden Angriff britisch-amerikanischer Terroristen entgangen ist.

Nimmt man noch hinzu, daß auch bei diesem Angriff wieder vier Schulen, fünf Krankenhäuser und sechs Kirchen neben all den vielen alten wie auch neuzeitlichen Verwaltungs- und Wohngebäuden dieser Stadt zertrümmert und ausgebrannt wurden, so hat man einen ganz eindeutigen weiteren Beweis für die Absicht, was die anglo-amerikanischen Verbündeten mit diesen Angriffen bewerkstelligen wollen: Terror und nochmals Terror zur Demoralisierung unserer Frauen und Kinder und der daheimgebliebenen Männer. Die Antwort erteilt ihnen die Mannheimer Bevölkerung ein weiteres Mal mit ihrer positiven Haltung, mit der sie all die schwere Not, die sie betroffen hat, meistern will und auch wird.

Gleiches darf auch für Mannheims Schwesterstadt am jenseitigen Ufer des Rheins, Ludwigshafen, gesagt werden. Auch hier lagen die verderbenbringenden Bomben der Angriffe in der Innen- und in der Altstadt.

Von Kriegsberichter Karl Rumpf.

Beim Angriff auf Stuttgart gestellt

Harte Luftkämpfe mit dem USA.-Bomberverband / Abschüsse im konzentrischen Feuer des zersprengten Igels / Von Kriegsberichter Hans Herbert Hirsch

dnb. . . . 7. September. (PK.) Hochbereitschaft 12 befohlen. Unsere Jagdflieger sitzen in ihren Messerschmitt- und Focke-Wulf-Flugzeugen. Angeschnallt und in voller Ausrüstung erwarten sie den Startbefehl. Es ist bekannt, daß ein stärkerer Verband viermotoriger Bomber sich die Stadt Stuttgart als Angriffsziel gewählt hat. Es gilt, den zu erwartenden Bomberverband zu fassen und zum Luftkampf zu stellen.

Die Flugzeugwarte haben die letzten Handgriffe an Bordkanonen und Maschinengewehren getan und stehen nun in kleinen Gruppen beieinander.

Startbefehl! Vielhundertpferdig dröhnt es auf, rasen die Jagdflugzeuge über das Rollfeld, heben vom Boden ab und verschwinden im Luftraum. In wenigen Minuten müssen sie auf die Bomber stoßen.

Die Männer an den Feuerknüppeln sichern: Einer hat sie zuerst entdeckt: „Da kommen die Bomber!" schreit er in sein Kehlkopfmikrophon. Und schon sind sie heran. Eng geschlossen fliegen die Viermotorigen, wohl wissend, daß der Kampf für den angreifenden Jäger so am härtesten wird, wenn der Bomberverband als waffenstarrender Igel in der Luft hängt. Aber unsere Jäger fragen nicht viel nach Gefahr für die eigene Person und Rücksichtnahme auf sich selbst. Wie die wilde Jagd fahren sie in den Haufen, aus allen Rohren feuernd.

Der schon angeschlagene Verband gerät ins Durcheinander. Da hängt schon die erste Qualmfahne in der Luft. Sechs, sieben Fallschirme pendeln aus der stürzenden Maschine. Schon hängen zwei Jäger hinter einem zweiten Bomber, der sofort ins Trudeln gerät und ohne Fallschirmausstieg nach unten geht.

Der Kampf nimmt heftigere Formen an. Immer härter werden die Luftgefechte. Wieder eine Focke-Wulf, die hinter einem Bomber kurvt und im Feuerstoß nun Feuer in den Rumpf schickt. Aber er ist zäh, will und will nicht fallen. Noch ein paar Angriffe fliegt der Jäger, dann stürzt auch dieser Viermotorige. Ueberall entwickeln sich heftige Luftkämpfe. Der Verband der Bomber ist ziemlich zersplittert. Auf weite Entfernung tobt der Kampf, über den Wolken, unter den Wolken. Seine Spur ist gekennzeichnet durch eine Reihe von feindlichen Fallschirmen, die in langer Kette über dem Gelände hängen.

Zehn Bomber sind während dieser Luftkämpfe schon abgeschossen, da gelingt es einem Teil des Bomberverbandes, sich in die Wolken zu retten. Aber auch diese werden von unseren Jägern wieder gestellt. Jede Wolke hat ein Ende. Stärker tobt der Kampf. Die Jäger fliegen Angriff auf Angriff, und die Viermotorigen schießen, was ihre Rohre hergeben. Was es unter diesen Umständen für den Jäger heißt, in das konzentrische Feuer der Bomber hineinzufliegen und Abschüsse zu erzielen, das kann der Laie kaum ermessen.

Immer weiter seewärts verlagert sich das Luftkampffeld. Da plötzlich tauchen feindliche Jäger auf. Von den Bombern zu Hilfe gerufen, sind sie über den Kanal gekommen, versuchen unsere Jäger abzudrängen. Während ein Teil sich mit den feindlichen Jagdflugzeugen herumschlägt, tobt der Kampf mit den Viermotorigen weiter. Wieder sind zwei Bomber mit langer Rauchfahne abgestürzt. Und immer noch hängen unsere Jäger hinter den feindlichen Pulks, jagen mit heulenden Motoren zwischen ihre Reihen. Noch einer und noch ein Bomber geht trudelnd und dann senkrecht nach unten. Erfolgreiche Minuten für unsere Jagdflieger.

Eine ganze Reihe der Viermotorigen sind lahmgeschossen, hängen weit hinter dem Verband und bleiben immer weiter zurück, verlieren an Höhe. Außerdem sind zwei der angreifenden Feindjäger abgeschossen worden.

Als der Bomberverband die Küste erreicht hat und über das Wasser nach England strebt, zeugen viele Lücken in seinen Reihen von den hervorragenden Leistungen der deutschen Jäger.

Acht neue Ritterkreuzträger

Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an: Hauptmann d. R. August Endriß, Batteriechef in einem Artillerie-Regiment; Leutnant Hans-Christian Stock, Zugführer in einer Sturmgeschütz-Abteilung; Oberwachtmeister Kurt Krüger, Batterieoffizier in einem Artillerie-Regiment; Feldwebel Herberg Kriening, Zugführer in einem Grenadier-Regiment; Unteroffizier Gerhard Bruchmann, Gruppenführer in einem Grenadier-Regiment; Unteroffizier Hans Paseager, Fernsprechtruppführer in einem Grenadier-Regiment; Unteroffizier Gottwald Stier, Geschützführer in einer Sturmgeschützabteilung und an Major Knemeyer, in einem Aufklärerverband.

Stalins Forderungen in Nordafrika

Sofia. Der gaullistische Vertreter in Moskau, Roger Garreau, der aus der UdSSR. in Algier eintraf, überbrachte eine Botschaft Stalins an den Ausschuß in Algier mit „Vorschlägen" über die diplomatische Vertretung der Sowjetunion in Nordafrika. Eine der wichtigsten Forderungen Stalins sei das Wiederaufrichten der kommunistischen französischen Partei und die Hinzuziehung von Thorez zum Algier-Komitee.

Die Wirklichkeit der sozialen Tat ist uns lieber als das schönste soziale Nachkriegsprogramm der feindlichen Propaganda. Deshalb heute erst recht unseren reichlichen Beitrag für das Kriegs-WHW.!

Franziska und die 7 Raben

Roman von Rudolf Ander

— 22 —

Copyright by Verlag Knorr & Hirth, Kommanditgesellschaft, München 1941

Und keiner sieht auch außer ihm, daß sich in der Brieftasche des Fremden Scheine befinden, Banknoten, lauter Scheine mit fremden Buchstaben darauf; es ist ein ganz kleines Geldpaket . . . soviel müßte man einmal haben! Auf einmal haben!

Der Holländer hat gegessen und steht auf. Die Brieftasche, aus der er eben gezahlt hat, steckt er mit Bedacht ein. „Können Sie mir sagen, wo es hier geht zum Hotel ‚Zum Raben'?" fragt er den Wirt.

„Bitte. Wenn Sie mir folgen wollen, mein Herr. Ich zeige es Ihnen. Sie gehen die Straße entlang, dann kommen Sie auf den Marktplatz . . . in der Mitte steht ein Springbrunnen, eine Sehenswürdigkeit unseres Ortes . . . und ihm genau gegenüber, auf der linken Seite, ist der ‚Goldene Rabe'. — Sie können ihn gar nicht verfehlen."

„Großen Dank. — Die Besitzer heißen doch Lodroner oder so ähnlich, was?"

„Lodroner, mein Herr."

„Ja, richtig. Guten Tag."

Der Wirt sieht dem Fremden nach, bis er aus der Straße in den Markt einbiegt und damit seinen Blicken entschwindet.

Ein Ausländer, der zu den Lodroners will und bei ihm absteigt. Das ist merkwürdig. Wie heißt der Mann eigentlich? Er läuft in das Zimmer hinauf. Schade, er hat seinen Meldezettel noch nicht ausgefüllt. Der Koffer ist offen; der Staubmantel hängt im Schrank. Die Waschutensilien liegen auf dem Tisch, der Schlafanzug ist über die Bettdecke gebreitet. Viel Gepäck scheint der Fremde nicht zu haben. — Halt, da hat er wohl das Zigarettenetui vergessen, ein goldenes Etui, der Wirt sieht gleich nach dem Stempel. Die Buchstaben GvR sind eingeprägt. Ein Adeliger?

Man wird es ja erfahren, wenn er zurückkommt und seinen Zettel ausgefüllt hat.

Nicht weniger nachdenklich ist unten im Gastraum der Lohmüller, der noch immer die vielen bunten Scheine im Gedächtnis hat und wieder einmal böse Gedanken in sich trägt über die Ungerechtigkeit dieser Welt, die dem einen so viel und dem anderen gar nichts zukommen läßt.

Freilich, er hat ja noch den Pankraz; wie aber, wenn der eines Tages nun nichts mehr zahlen will? Natürlich kann er ihm mit einer Anzeige drohen, er kann ihn sogar anzeigen, aber wie will er seine Anklage auch beweisen? Die Geschichte liegt nun doch schon wieder Jahre zurück — und wenn der Pankraz Lodroner auch nicht gerade den Leumund eines Engels hat, besser als der seine ist er immer noch.

Daß man auch arbeiten kann, um zu verdienen, das fällt dem Lohmüller nicht ein. Sein Glas ist leer. Also steht er auf, läßt sich eine Zeitung geben und wickelt die Wurstreste, die er seiner Katze mitbringen will, ein. Der Wirt, der ihn nicht gerade schätzt, erwidert kaum seinen Gruß.

Mißmutig geht er fort. Er hat nicht weit bis zur Gerbergasse. Da gibt es schon wieder einen neuen Grund zum Ärger: die Haustür ist zugeschlossen . . . die alte Base, bei der er Quartier genommen hat, ist mißtrauisch genug. Also zieht er an der Glocke, einmal, zweimal. Endlich erscheint ihr häßliches Gesicht an einem Fenster des ersten Stockes. „Wer ist unten?" ruft sie.

„Ich natürlich . . . mach auf!"

„Sperr Dir selber auf . . ."

„Ich kann doch nicht. Du weißt doch, daß ich meine Schlüssel verlor'n hab'. Also komm schon und mach auf —"

Die Alte brummt etwas vor sich hin, schlägt dann die Läden zu und schlurft über die Treppe herunter. Geifernd empfängt sie ihn. „Wie man aber auch die Schlüssel verlier'n kann! So ein Leichtsinn! — Die kann ja der schlechteste Mensch finden und damit aufsperr'n . . . und Du bist schuld."

Er schiebt sie zur Seite und tritt ein.

10

Michael Lodroner war beim Bürgermeister. Es gibt noch eine ganze Menge Dinge zu erledigen, bis er tatsächlich von Bischofshall, wo er nun doch schon lange gewirkt hat, Abschied nehmen kann. Die kleine Stadt verliert mit ihm ihren Krankenhausarzt: Verträge binden ihn; man bricht solche Brücken nicht von einer Stunde zur anderen ab. Sein Nachfolger, der die umfangreiche Privatpraxis übernommen hat — zu Bedingungen, mit denen Michael zufrieden sein kann —, ist auch noch nicht da.

Zu Hause wartet Frau Charlotte. Sie sieht ihren Mann schon von weitem auf das Haus zukommen. Sie ist so unruhig in all diesen Tagen und nur glücklich, wenn Michael da ist. Ihre Hände zittern, als sie ihn begrüßt. „Liebste?" Er forscht in ihrem Gesicht. „Ist Dir nicht gut?"

„Doch", antwortet sie still. „Jetzt schon. Du bist ja da."

Er ist Arzt und hat schon viele Frauen behandelt in den letzten Wochen vor der Entbindung. Er weiß, daß man da oft merkwürdig wird. Außerdem ist Charlotte ja auch nicht mehr die jüngste, sie ist schon über die Dreißig weg. So viele Jahre haben sie beide auf ein Kind gewartet, vor allem sie. Ist es ein Wunder, daß sie nun manchmal etwas seltsam ist?

Er sieht nach der Post. Ein Brief seines Bruders Ludwig ist dabei. „Der Einsiedler vom Weiherhof teilt mir mit, daß die Siedlungsgenossenschaft drängt", liest er vor. „Die Leute wollen ihren Bescheid haben. — Das kann ich mir denken. Ich ließe mich auch nicht ewig hinhalten. Er meint, wir sollten in der nächsten Woche noch einmal zusammenkommen, bevor ich endgültig von Bischofshall weggehe. Können wir machen. Warum mußte Pankraz auch kommen."

Sie sieht an ihm vorbei: „Ja, warum mußte er kommen —" wiederholt sie ernst.

„Könnte ich etwas dagegen tun?" Michael steht auf. Er tritt neben sie und legt die Arme um ihre Schultern. „Natürlich wäre es besser gewesen, wenn er in Rio geblieben wäre. Aber er ist nun einmal da. — Ich lasse es mir schon die ganzen Tage her durch den Kopf gehen, ob man ihn nicht ein für allemal wegbringen sollte . . . er braucht Geld. Ich weiß es. Ich bekomme das von allen Seiten zu hören. Wenn man ihn abfände, mit einer gewissen Summe . . . das Geschäft steht ja gut . . . fast meine ich, es wäre das beste."

Sie wendet sich zu ihm, so schnell, daß er fast erschrocken ist. „Tu das!" bittet sie ihn. „Wenn Du mir etwas Liebes tun willst, dann tu das doch . . . je eher, desto besser!"

„Charlotte —!"

Sie birgt ihr Gesicht an seiner Brust. Er fühlt, daß sie weint. „Ich hasse ihn", flüstert sie. „Ich will, daß er weggeht. Ich habe solche Angst . . ."

„Kind! Dir geschieht doch nichts —!"

Ihr ist, als müßte sie sagen: Weißt Du das so sicher? — aber sie schweigt doch. Das, was es da zu sagen gäbe, das kann sie nicht erzählen. Er sieht sie verwundert an: manchmal ist es ihm, als wäre ihm diese Frau, mit der er nun doch schon fast zehn Jahre zusammenlebt und von der er jede Stunde ihres Lebens zu kennen glaubt, doch in ihrem innersten Fühlen fremd. „Kind!" Er ist ehrlich in Sorge. „Wenn Dich etwas bedrückt . . . wenn Du etwas brauchst."

Die Glocke des Telephons läutet. Er geht an den Apparat: In einer Metzgerei ist ein Unglück geschehen, ein Bursche ist in eine Maschine gekommen; man hat den Leichtsinnigen in das Krankenhaus gebracht. Herr Doktor Lodroner solle doch sofort kommen. — Da kann man nichts machen. Dienst ist Dienst.

Ehe er das Zimmer verläßt, faßt sie rasch noch nach seinem Arm: „Du! Laß mich nicht zu lange allein!"

„Aber Kind! Es ist ja gerade, als ob Du Dich fürchten würdest!" Er küßt sie auf die Stirn. In ihren Augen stehen Tränen. So hat er sie noch nie gesehen; das kommt natürlich von ihrem Zustand. Er wird froh sein, wenn alles gut vorüber ist.

Sie geht zum Fenster und sieht hinunter, wie er den Wagen besteigt. Es ist, als wisse er, daß sie ihm nachschaut, denn nun hebt er die Hand und winkt nach oben. Langsam gleitet das Auto davon.

Weiß er, wie sehr sie ihn liebt? Weiß er das? Sie preßt die Hände gegen die unruhige Brust. Ach, die Männer nehmen es wohl als selbstverständlich hin, daß man an ihnen hängt, für sie ist das nun einmal nichts Neues mehr . . . aber sie gewinnt ihn mit jedem Tage lieber, mit jedem Tage, da ihr Kind dem Lichte zuwächst, dieses Kind, auf das sie so lange und so sehnsüchtig gewartet haben.

Das Mädchen erscheint in der Tür. „Frau Doktor, Ihr Schwager ist da", sagt sie gleichgültig.

Sie nennt keinen Namen, aber Charlotte weiß doch sofort, wer da kommt. Ihr schwindelt. Ihr ist, als versage das Herz. „Wer ist da?" fragt sie tonlos und weiß doch, daß kein anderer als Pankraz erscheinen wird.

„Ihr Schwager, Herr Pankraz Lodroner" bestätigt das Mädchen.

Fortsetzung folgt.